

Andrea Kockler wurde 1979 im Saarland geboren und kam zum Studium nach Trier. Mittlerweile arbeitet sie im Ehrenamtsmanagement.

ANDREA KOCKLER

Tod im Tulpenfeld

MOSELTAL KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Elke Hennig

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/suze
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-275-1
Moseltal Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

MONTAG

Noch drei Wochen. Wenn weiter alles so gut lief, würde er dann endlich eine Hilfskraft einstellen, die sich ausschließlich um seine Korrespondenz kümmern sollte. Schon wenn er daran dachte, was die Bearbeitung dieser Mails ihn jeden Tag an Zeit kostete, wurde er wütend. Arbeitszeit, Lebenszeit, die man ihm ungefragt stahl und die er für so viel wichtigere Dinge nutzen konnte – eine Ressourcenverschwendung sondergleichen.

Und damit meinte er nicht einmal die vielen Spam-Mails, die wanderten gleich in den Papierkorb – wer tatsächlich noch darauf hereinfiel, hatte es auch verdient. Nein, etwas ganz anderes raubte ihm seine Zeit: Er hatte nichts gegen einen fachlichen Austausch einzuwenden, aber das meiste, was in seinem Postfach landete, war davon meilenweit entfernt. Es waren Denunziationen, Aufrufe zum Unterzeichnen irgendwelcher Petitionen oder einfach Anfragen, die die Schreiber leicht mit eigener Recherche hätten beantworten können, wenn sie dafür nicht zu bequem oder zu unfähig gewesen wären.

Von den zweiundvierzig Mails, die er heute in seinem Posteingang vorgefunden hatte, löschte er vierzig auf der Stelle und ungelesen. Die Bilanz eines ganz normalen Montags, an dem er weder ein Interview gegeben noch einen Artikel veröffentlicht hatte. Die Anfrage eines Studenten würde er an die Sekretärin weiterleiten, damit sie einen Termin mit ihm vereinbarte. Die letzte Mail, die zweiundvierzigste, war es, die er den ganzen Tag erwartet hatte. Gespannt öffnete er sie und überflog den knappen Text. Er nickte zufrieden und lächelte. Hatte er es sich doch gleich gedacht. Richard Hoffmann lehnte sich zurück und schloss die Augen.

Alles unter Kontrolle.

Obwohl es tagsüber sonnig gewesen war – der erste regenfreie Tag seit Anfang April –, war der Abend neblig und überraschend kühl. Unschlüssig blieb er, den Schlüssel schon in der Hand,

einen Moment in der Haustür stehen und fragte sich, ob der leichte Kaschmir-Mantel warm genug wäre. Zwar sollte es nicht allzu lange dauern. Es gab nicht mehr viel zu reden, und er hatte keinen weiten Weg vor sich. Trotzdem griff er nach dem blauen Schal, der über der Garderobe hing. Dieses feuchte Wetter war ihm von Grund auf zuwider. Trier im April, dachte er. Willkommen im Nebelmeer. Außerdem konnte er sich eine Erkältung jetzt auf keinen Fall leisten. Er zog die Tür hinter sich zu.

Er ging am Wasserband, dem Rückhaltebecken unterhalb des Wissenschaftsparks, entlang. Nach dem Regen der letzten Tage hatte sich so viel Wasser gesammelt, dass es kurz davor war, über den Rand zu treten. Bei gutem Wetter ließen die Kinder aus der Siedlung hier tagsüber Bötchen schwimmen, und Studenten saßen im Gras und lernten. Jetzt hingen Nebelschwaden über dem trüben Wasser. Richard Hoffmann wickelte den Schal fester um seinen Hals. Er sah zum Himmel auf. Es klarte auf, und dort, wo sich die Wolkendecke lichtete, schien der Vollmond durch die Fetzen der hohen Zirruswolken.

Sicher würde es heute Nacht Frost geben.

DIENSTAG

Schließlich war es doch noch recht ansehnlich geworden, fand Hertha Schinckel, als sie an diesem Dienstagmorgen über das Landesgartenschau Gelände am Petrisberg schritt. Der Kies knirschte unternehmungslustig unter ihren Schuhen. Seit der Petrisberg kein militärisches Sperrgebiet mehr war, ging sie hier jeden Tag ihre Runde, bei jedem Wetter, aber im Frühjahr mochte sie ihn am liebsten. Die Kesten im Maronenhain begannen schon auszutreiben, die Luft hier, hoch über der Stadt, war frisch, und es wehte ein leichter Wind.

Weil heute Morgen die Sonne ausnahmsweise einmal hinter den Wolken hervorgekommen war, hatte sie beschlossen, eine größere Runde durch die steilen Weinberge oberhalb von Olewig zu gehen. Hier wärmten sich schon die ersten Eidechsen auf den Schiefermauern in der Morgensonne und verschwanden blitzschnell in den Mauerritzen, sobald sie sich näherte. Als Kinder hatten sie oft versucht, die Eidechsen zu fangen, aber die waren meistens zu schnell für sie gewesen. Sie lächelte bei dem Gedanken. Ob die Kinder heute noch Eidechsen fingen? So viel hatte sich seit ihrer Kindheit verändert. Selbst hier. Oder gerade hier, je nachdem, wie man es nahm.

Sie hatte die Entwicklung immer aufmerksam verfolgt. Als das Kasernengelände von den französischen Militärs an die Trierer übergeben worden war, war es völlig verwahrlost gewesen, eine Wildnis aus Brombeerranken, Dornenhecken und verfallenden Gebäuden. Es war zu jener Zeit kein guter Ort für Spaziergänge gewesen: Zwar durfte man ihn wieder betreten, aber wenn man nicht aufpasste, konnte man leicht in einen Kaninchenbau treten und sich den Knöchel verstauchen. Mitten in dieser Landschaft diente das ehemalige französische Militärkrankenhaus damals als Wohnheim für Studenten, die nicht viel zahlen konnten oder wollten und im Gegenzug keine hohen Ansprüche an den Zustand ihrer Wohnungen stellten. Aus den verwitterten Balkonen des heruntergekommenen Gebäudes waren sogar Bäumchen

gewachsen, kleine Birken, und die gelben Kacheln an der Vorderfront fielen nach und nach ab. Vom Putz einmal ganz zu schweigen. Sie hatte nie verstanden, dass man so wohnen konnte, aber weder Verwaltung noch Bewohner schien es großartig zu stören. Ihrer Ansicht nach war der Petrisberg damals ein echter Schandfleck für eine Großstadt mit Universität gewesen. Die lange Zeit, in der er für die Trierer Bürger verschlossen gewesen war, wirkte noch nach. Niemand hatte ihn so richtig »auf dem Schirm« gehabt, wie man sich heute auszudrücken beliebt. Und deswegen war eben auch sehr lange nichts passiert.

2004 allerdings war die Wende gekommen, und mit der Landesgartenschau gewaltige Bauarbeiten. Brombeeren und sonstige Hecken wurden beseitigt, und die Kaninchen wurden mit Maschendrahtzäunen ausgesperrt. Zumindest so lange, bis sie sich darunter hindurchgebuddelt hatten. Jede Menge Pflanzen wurden herangeschafft, wie es sich für eine Gartenschau gehörte, und je näher der Termin rückte, desto hektischer gerieten die Vorbereitungen. Dann zogen die Geowissenschaften, die Informatik und noch ein paar andere, kleinere Fächer ins ehemalige Militärhospital ein.

Die Wildnis hatte sich monatelang in eine Schlammwüste verwandelt, ohne Dornenhecken, aber dafür mit Baggern und schreienden Bauarbeitern. Aber weder der Matsch noch die Gefahr, im Nebel von einer der riesigen Baumaschinen überfahren zu werden, hatten Hertha Schinckel von ihren morgendlichen Spaziergängen abhalten können.

Als im Frühjahr 2004 der Tag der Eröffnung näher und näher gerückt war, wies ein großer Teil des zukünftigen Landesgartenschau Geländes trotz aller Bemühungen noch einen erschreckenden Mangel an Pflanzenwuchs auf. Was dann passiert war, sorgte bei Hertha Schinckel noch heute für schiere Fassungslosigkeit: Man hatte tatsächlich Rollrasen verlegt. Rollrasen! Was waren das nur für Gärtner? So etwas wäre ihr nie passiert – sie hätte nämlich berücksichtigt, dass Pflanzen auch eine gewisse Zeit zum Wachsen brauchen. Aber so war es heutzutage – nicht einmal dem Gras ließ man genügend Zeit.

Das alles war jetzt gut sieben Jahre her, aber einige der gel-

ben Ungetüme standen immer noch – oder wohl eher schon wieder – herum, und auch im Innern des alten Hospitals waren anscheinend noch Nachbesserungen nötig. Sie hatte in der Zeitung davon gelesen. Es sah so aus, als ob Baustellenfahrzeuge und Gerüste für immer zu einem Bestandteil des Petrisberges werden sollten. Immerhin, der größte Teil des Sperrgebiets hatte sich nach der Landesgartenschau zu einem anständigen Wohngebiet gewandelt, das musste sie zugeben. Die Häuschen sahen zwar aus, als hätte jemand mit einem sehr großen Lego-Baukasten gespielt, aber es wohnten ordentliche Familien mit netten Kindern darin. Und wenn das der Geschmack der jungen Leute war, wollte sie nicht darüber urteilen ...

Sie ließ den Maronenhain und das Wasserband hinter sich und ging Richtung Turm Luxemburg. Wenn der Tag so klar war, wie der heutige zu werden versprach, hatte man von dort oben einen herrlichen Ausblick. Gestern Nacht hatten sich die Wolken doch noch gelichtet, eine Abwechslung zum Regen und Nebel der vergangenen Tage. Es roch überall nach Frühling, und Hertha Schinckel war an diesem stillen Morgen – die Bagger waren noch nicht zum Leben erwacht – rundum einverstanden mit sich selbst, der Konversion des ehemaligen Militärgeländes und der Welt im Allgemeinen. Bis sie ihn sah.

Den Mann.

Er saß einfach so im hohen, raureifbedeckten Gras am Weidendom, einem lebendigen Bauwerk aus Weidensetzlingen, an eine der geflochtenen Säulen aus dünnen Weidenstämmchen gelehnt. Das Kinn auf der Brust, schien er zu schlafen und sah recht still und friedlich aus mitten zwischen den ersten gelben und roten Tulpen, deren Knospen noch fest geschlossen waren. Aber das änderte nichts daran, dass er da eigentlich nichts verloren hatte. Es gab nun wirklich bessere Orte, um seinen Rausch auszuschlafen, bei diesen Temperaturen.

Zunächst hielt Hertha Schinckel ihn für einen der Studenten, die manchmal hier bis in die Nacht feierten. Da kam es schon einmal vor, dass einer gleich hier liegen blieb, wenn ihm der Weg zu den Wohnheimen zu weit war. In einer lauen Sommernacht mochte das ja auch angehen. Es war nicht so, als hätten sie so

etwas früher nicht getan, das meinten die jungen Leute nur. Aber zu dieser Jahreszeit?

Sie riskierte einen zweiten Blick. Bei genauerer Betrachtung war er auch entschieden zu alt für einen Studenten, sein Haar hatte schon mehr als nur ein paar graue Strähnen. Sie schätzte ihn auf mindestens fünfundvierzig. Neben ihm im Gras lag eine leere Weinflasche. Aber für einen Obdachlosen wirkte er zu gepflegt – ordentliche Frisur, glatt rasiert, und er war gut gekleidet: Er trug, wie es bei diesen kühlen Nächten noch durchaus angemessen war, einen Anzug und einen leichten dunkelgrauen Wollmantel, um den Hals hatte er einen blauen Schal geschlungen.

Inzwischen war sie sich fast sicher, dass hier etwas nicht stimmte. Wer setzte sich denn in solchen Kleidern ins Gras? Die Flecken bekam man doch nie wieder raus! Der Mann war auch sehr blass, viel zu blass, und es war wirklich noch zu kalt, um einfach so im nassen Gras zu sitzen. Vielleicht ging es ihm nicht gut, ein Schwächeanfall oder etwas in der Art. Vorsichtig ging sie ein paar Schritte näher an den seltsamen Schläfer heran. Natürlich nicht zu nahe. Aber sie musste wissen, was hier eigentlich los war.

»Hallo?« Sie räusperte sich, als sie merkte, wie dünn ihre Stimme klang. Jetzt war ihr doch ein wenig mulmig zumute. »Hallo Sie, ist alles in Ordnung? Brauchen sie Hilfe?«

Aber sie wusste bereits in dem Moment, als sie die Frage stellte, dass hier überhaupt nichts mehr in Ordnung war. Der Mann mit dem blauen Schal und dem von weißen Reifkristallen überzogenen Mantel war tot.

Hertha Schinckel wusste, was zu tun war. Sie zog ihr Handy hervor und wählte die 110.

Keine halbe Stunde später war der Fundort hermetisch abgeriegelt, und der Notarzt konnte nur noch den Tod des Mannes feststellen. Der Arzt wollte sich nicht festlegen, aber er stellte – unter Vorbehalt – einen Zusammenhang zwischen dem Tod und dem Seidenschal her. Das hätte Hertha Schinckel ihm auch gleich sagen können, wenn man sie nur gefragt hätte. Schließlich war der Schal in den Ästen festgeknotet.

Hauptkommissar Leidinger stand auf dem Weg vorm Weidendom an einer niedrigen Hainbuchenhecke und fühlte sich unwohl.

»Kann vielleicht mal jemand die Leute wegschicken? Die haben hier nichts zu suchen. Ich will nur diejenigen dahaben, die etwas zur Sache sagen können«, wies er einen der uniformierten Polizisten an, die den Fundort abgesperrten.

Die Tatsache, dass direkt bei der Universität ein Toter gefunden worden war, hatte sich rasend schnell herumgesprochen, vor allem bei den Studenten, die jetzt langsam zu ihren Vorlesungen gingen beziehungsweise diese wegen des weitaus spannenderen Alternativprogramms spontan ausfallen ließen, den steilen Berg heraufzogen und neugierig stehen blieben. Einige der Umstehenden hatten offenbar bereits ihre Freunde per Handy alarmiert, und es erschienen immer mehr Personen auf der Bildfläche. Neugierig versuchten sie, einen Platz möglichst weit vorn an der Absperrung zu ergattern. Der Uniformierte nahm seine Aufgabe glücklicherweise sehr ernst, während der Polizeifotograf die Leiche und den Fundort von allen Seiten aufnahm.

»Wenn sie fertig sind, können Sie ihn endlich abnehmen.« Leidinger war es unangenehm, dass der Tote den ganzen neugierigen Blicken noch länger ausgesetzt blieb.

Unnatürliche Todesart. Bliebe zunächst zu klären, ob Suizid oder Fremdverschulden vorlag. Wie sollte es möglich sein, einen erwachsenen Mann in dieser sitzenden Position festzuhalten und gegen seinen Willen mit einem Seidenschal zu erdrosseln? Das wäre nicht ohne Gegenwehr abgelaufen. Wenn er sich nicht selbst in diese Lage gebracht hatte, war er vermutlich betäubt worden.

Leidingers Blick fiel auf die leere Weinflasche, die neben dem Mann im Gras lag. Die Hände hatte er scheinbar locker im Schoß gefaltet. Sehr gepflegte Hände, die Fingernägel sorgfältig manikürt und mit Sicherheit nicht die Hände eines Mannes, der körperlich arbeitete. Unter den Nägeln gab es keine sichtbaren Spuren von Blut oder Hautpartikeln. Und auf den ersten Blick waren auch keine Abwehrverletzungen zu erkennen, zumindest nicht an den Händen; nichts deutete auf einen Kampf hin. Clüsserath, der zuständige Staatsanwalt, würde die Entscheidung

treffen müssen, ob sie es mit Selbstmord oder Mord zu tun hatten. Das bedeutete, er musste jetzt so schnell wie möglich den Toten identifizieren und die Angehörigen benachrichtigen, dann Freunde, Familie und Kollegen befragen. Und natürlich den Arzt des Verstorbenen. Herausfinden, ob es frühere Suizidversuche, Krisen oder Krankheiten gegeben hatte.

Mit großer Sorge dachte Leidinger an die Schlagzeile, die morgen in der Zeitung stehen würde: »Toter im Wissenschaftspark gefunden«, und zwar auf der Titelseite. Er konnte auch schon vorhersagen, dass die Worte »grausiger Fund« und »schreckliche Entdeckung« in dem Artikel vorkommen würden, und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit würden auch die Begriffe »Drama« und »Tragödie« Verwendung finden. Auf so einen ungewöhnlichen Todesfall würden sich die Medien stürzen, das war klar. Sonst war gerade nicht viel los in Trier – keine Heilig-Rock-Wallfahrt, keine sonstigen Großereignisse –, und man konnte ja nicht immer nur über den demografischen Wandel und das Aussterben der Dörfer schreiben. Über das schlechte Wetter wollte wohl mittlerweile auch niemand mehr etwas lesen.

»Wer hat ihn denn gefunden?«, fragte er an die Menge gerichtet. Hier waren eindeutig zu viele Menschen vor Ort. Er musste jetzt dringend herausfinden, wer etwas zur Aufklärung beitragen konnte und wer nicht.

»Ich war das! Ich dachte schon, Sie fragen nie«, krächte eine ältere, rüstig aussehende Frau in einem braunen Wollkostüm, zu dem sie seltsamerweise weiße Turnschuhe trug. Sie versuchte schon seit geraumer Zeit, ihn auf sich aufmerksam zu machen.

»Und Sie sind?«, fragte er.

»Hertha Schinckel. Ich habe Sie angerufen!«

Er nickte ihr zu. Offenbar gehörte sie zu der Art Mensch, die jeden Satz mit einem Ausrufezeichen beenden musste. »Gut, Frau Schinckel. Kennen Sie den Toten?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Bin ich jetzt verdächtig? Ich habe nichts angefasst!«, erklärte sie stolz.

Sie klang nicht besonders besorgt oder verängstigt.

»Ja. Das heißt: Nein, Sie sind natürlich nicht verdächtig. Dass

Sie nichts angefasst haben, haben Sie ganz richtig gemacht.« In diesem Fall galt die Regel, dass die Person, die eine Leiche fand, verdächtig war, vermutlich nicht. »Wir müssen Ihre Aussage aufnehmen, können Sie noch mit den Kollegen aufs Präsidium fahren?«

Sie nickte entschlossen. Er musste Frau Schinckel auf jeden Fall zugutehalten, dass sie diesen Schock am Morgen recht gefasst trug. Die meisten bedauernswerten Spaziergänger, die einen Leichenfund meldeten, waren deutlich verstört. Es war ihr zu wünschen, dass sie es einigermaßen gut verkraftete.

Was er hingegen auf keinen Fall wünschte, war, dass sie gerade anfang, Zuhörer um sich zu sammeln. »Ich wusste gleich, dass er tot ist!«, teilte sie der Menge mit.

Oh nein, bitte nicht, dachte er – aber noch bevor er Frau Schinckel sanft, aber bestimmt ins Auto lenken konnte, hatte sie ein Publikum gefunden, das sie interessiert umringte.

»Wegen dem Schal, wissen Sie ...«

»Frau Schinckel, vielen Dank. Bitte kommen Sie jetzt mit dem Kollegen mit, dem können Sie dann alles erzählen«, unterbrach Leidinger sie, bevor sie mit ihrer Geschichte punkten konnte.

»Ich weiß, wer das ist«, meldete sich eine junge Frau mit Parka und Rucksack, »das ist der Professor Hoffmann. Krass!«

Das war ja noch schlimmer, als er befürchtet hatte. Er korrigierte im Geiste die Schlagzeile: »Toter Professor im Wissenschaftspark gefunden«. Dann fragte er das Mädchen: »Hoffmann, und wie weiter?«

»Professor Richard Hoffmann aus der Raumplanung.«

»Und wer sind Sie?«

»Lea Weisgerber, aber ich habe keine Zeit, ich muss jetzt ins Seminar.« Damit drehte sie sich um und wollte verschwinden.

»Nein, warten Sie ...«, rief Leidinger ihr noch hinterher.

»Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen, und Sie dürfen mich nicht festhalten.« Sie schüttelte unwirsch den Kopf und strich sich eine orangefarbene Strähne aus der Stirn.

Vermutlich war es einfach das ganz normale Misstrauen, das gewisse Jugendliche aus Prinzip jedem Vertreter der »Staatsmacht« entgegenbrachten. »Ich will Sie nicht festhalten, ich will

nur Ihren Namen und Anschrift, okay? Lassen Sie dem Kollegen Ihre Personalien da. Falls wir noch Fragen haben.«

Sie verdrehte die Augen, gab dem Uniformierten aber die gewünschten Informationen.

»Einen wunderschönen guten Morgen, Herr Leidinger!«

Die Kollegin, die ihm auf dem Flur begegnete, schien heute Morgen besonders guter Laune zu sein. Na, die musste sich ja auch nicht bereits so früh am Tag mit toten Professoren und mit Studenten, denen das Konzept einer Absperrung fremd war, herumschlagen. Die Identität des Toten hatten sie bereits vor Ort vorläufig bestätigen können, da er seine Papiere bei sich getragen hatte. Wer genau dieser Professor Hoffmann war und was er an der Universität gemacht hatte, würden sie später recherchieren.

Leidinger dachte an sein Büro, in dem die Farben »Alt-Khaki« und »Vergilbt-Grün« an Wänden und Mobiliar dominierten und sich in der leicht kränkelnden Strahlenralie auf dem Fensterbrett fortsetzten. Er fragte sich, ob ein Raumplaner dort wohl tätig werden könnte. Mit Sicherheit würde er das in den kommenden Tagen erfahren, wenn er die Kollegen des Verstorbenen befragte.

Wo er gerade dabei war: Einige seiner Kollegen, die ihm entgegenkamen, grinsten ihn ebenfalls ausgesprochen gut gelaunt an. Was zum Teufel war denn heute Morgen los? Ein Toter im Wissenschaftspark konnte doch wohl kaum Anlass zu solcher Heiterkeit bieten.

Tat er auch nicht.

Leidinger fiel es wie Schuppen von den Augen: Heute war doch der Tag, an dem sein neuer Kollege aus Bayern ankommen sollte. Selbstverständlich hatte er sofort zugesagt, ihn übergangsweise in seinem Gästezimmer unterzubringen, bis er eine eigene Wohnung gefunden hatte. Ein paar Tage würde das sicher gut gehen.

Vorsichtig öffnete er die Tür zum Besprechungsraum. Um zehn Uhr wollte Abendroth, der Chef persönlich, sie einander vorstellen. Leidinger vermutete stark, dass das von seiner letzten

Fortbildung zur Personalführung herrührte, denn normalerweise kümmerte er sich nicht um solche Kleinigkeiten. Er erstarrte, die Klinke noch in der Hand.

»Ah, der Herr Leidinger! Da sind sie ja endlich! Sie hatten schon zu tun heute Morgen, habe ich gehört. Darf ich Ihnen Herrn Tilly aus dem schönen Weiden in der Oberpfalz vorstellen, Ihren neuen Kollegen. Er wird Sie gleich ein bisschen bei Ihrer aktuellen Ermittlung unterstützen. Und das, Herr Tilly, ist Bernd Leidinger. Er hat sich bereit erklärt, Ihnen für die ersten Tage Obdach zu gewähren, und wird Sie auch gleich einweisen. Leider haben wir es nicht geschafft, Sie abzuholen – alle im Einsatz, ausgerechnet heute. Aber Sie haben uns ja dann doch gefunden, war ja auch kein allzu weiter Weg, nicht wahr? Wie auch immer, ich bin sicher, Sie werden gut miteinander zurechtkommen. Unser Herr Leidinger ist sehr umgänglich. Hier gibt es ein paar Schnittchen«, fügte Abendroth übergangslos hinzu und hielt Leidinger eine Platte mit halben Brötchen unter die Nase.

Er nahm eins, vergaß, sich zu bedanken, und hielt sich fürs Erste einfach daran fest, während er das Bild, das sich ihm darbot, zu verarbeiten versuchte. Der Bayer muss lange undercover gearbeitet haben, dachte er. Das ist die einzige Erklärung. Niemand, der nicht verdeckt in der Drogenszene ermittelt, sieht so aus. Es sei denn, er gehört zur Drogenszene.

Er konnte einfach nicht aufhören, Tilly anzustarren. Der war einen guten Kopf größer als er selbst und eher füllig, und obwohl die Sonne seit März nicht mehr hinter den Wolken hervorgekommen war, trug er eine Sonnenbräune zur Schau, die einfach nicht echt sein konnte. Das wellige, dunkle und etwas zu lange Haar war in Strähnen mit viel Gel nach hinten geklatscht. Es fehlte auch nicht die schwarze und ziemlich speckige Lederjacke, die einem der forschen Tatortkommissare alle Ehre gemacht hätte. Außerdem trug der neue Kollege, vielleicht um die Tarnung zu vervollkommen, an der rechten Hand zwei breite silberne Ringe. Leidinger schüttelte sich innerlich und dachte an eine Entspannungsübung, von der er bei seinem letzten Friseurbesuch in einer Zeitschrift gelesen hatte. Er atmete

zweimal tief durch, wobei er sich eine Zeder auf einem hohen Berg vorstellte. Langsam wurde er ein wenig ruhiger. Die Gestalt streckte eine Hand aus und zwinkerte ihm zu.

»Bo.«

»Was?« Leidinger reagierte mit einem leicht irrationalen Erschrecken. Dann begriff er, dass der Kollege sich lediglich vorstellen wollte. War ja klar, dass dieser Mensch einen ausgefallenen Vornamen haben musste.

»Leidinger ...«, erwiderte er zögernd.

Schnee rieselte langsam auf seine imaginäre Zeder. Still und gleichmäßig fielen die Flocken. Es half – ein wenig. Er fasste sich wieder: »Haben Sie sich schon in Trier umsehen können? Die Wohnungsanzeigen stehen immer samstags im ›Volksfreund‹.«

Das Grinsen fro augenblicklich ein. »Wo stehen die?«

»Das ist unsere Zeitung«, erklärte Leidinger.

Bo Tilly hatte sich um die Stelle hier beworben, weil er Trier aus irgendeinem Grund im weltoffenen und lebensfrohen Rheinland vermutet hatte. Mosel, Rhein – das war doch dieselbe Ecke! Und Holland und Frankreich waren auch nicht weit weg. Die lange Bahnfahrt – und es war eine sehr lange Bahnfahrt, von einer Provinz in die andere sozusagen – hatte er mit höchst angenehmen Träumen von Moselwein und attraktiven Weinköniginnen verbracht.

Er hatte sich bestens vorbereitet: Sein Vater hatte ihm ein Exemplar von Ausonius' *Mosella* geschenkt, der Ode an die Mosel. So aus dem Zug heraus betrachtet, hatte sich da nicht viel getan in den letzten sechzehnhundert Jahren. Die friedlichen Wasser der Mosel, die der Autor beschrieb, waren durch den vielen Regen allerdings trübe und angeschwollen. »Gruß Dir, mein Strom, den die Auen rühmen«, hatte er gelesen, gespannt, was die Stadt am »Strom zwischen Reben an Hängen, wo duftende Weine gedeihen« für ihn bereithalten würde.

Dann war er in der Wirklichkeit angekommen.

Gut gelaunt, wenn auch nicht unbedingt ausgeschlafen, hatte er heute Morgen den »Eifelexpress« verlassen. Eifelexpress. Allein dieses Wort schien ein Widerspruch in sich zu sein. Eine *contradic-*

tio in adiecto, wenn man so wollte. Auf dem letzten Teilstück von Koblenz bis Trier musste er die Regionalbahn nehmen, weil er bei der Ankunft in Koblenz bereits eine Stunde Verspätung hatte. Also kam er in den vollen Genuss der Moselstrecke und hatte genügend Zeit für Ausonius' vierhundertdreiundachtzig Verse. Mehr als genügend. Aber auch wenn er das Gedicht insgesamt etwas langatmig fand: Die Landschaft war heute noch genau so vom Fluss und vom Weinbau geprägt, vor allem von den Steillagen, wie Ausonius das so treffend beschrieb. Dennoch – er hätte nichts dagegen gehabt, wenn er den letzten Abschnitt der wunderschönen Moselstrecke ab Föhren ein wenig schneller hinter sich gebracht hätte.

Endlich am Ziel, blieb er auf dem Bahnsteig stehen und sah sich um. Das war also Trier. Nun, man sollte nicht gleich nach dem ersten Eindruck urteilen, der ihm sagte, dass es nicht für alle Städte ein Schaden wäre, wenn man ihre Bahnhöfe unter die Erde verlegte. Dieser hier war nun wirklich keine Augenweide, zugig und eher – klein, und auch Weinköniginnen waren weit und breit keine zu sehen. Er hatte ja nicht gleich mit einem Empfangskomitee gerechnet, aber nett gefunden hätte er es schon, wenn man ihn abgeholt hätte ...

In der Bahnhofshalle standen die Wandgemälde wohl unter Denkmalschutz – original sechziger Jahre: rechts ein Stadtpanorama von Trier, vor dem Hintergrund der Mosel, und links eine Brauereiwerbung, und gleich noch mal die mäandernde Mosel. Aber eins schien ihm fürs Erste tröstlich: Eine Stadt, in der es Wein *und* Bier gab, konnte ganz so schlecht nicht sein. Und wenigstens sah der Bahnhof noch aus wie ein Bahnhof und nicht wie eine stylische Ladenpassage mit Gleisanschluss.

Man würde schon sehen. Die Menschen, die den Bahnhof bevölkerten, waren schon mal durchaus großstadttypisch und pittoresk. Er begutachtete das Inventar: fünf Jugendliche, drei Mädels und zwei Jungs, die eigentlich um diese Zeit in der Schule sein sollten, ihrem Alter nach zu urteilen. Eines der Mädels trug zu pinkfarbenen Leggings ein bauchfreies weißes T-Shirt, was rein optisch suboptimal war. Und bei diesem Wetter war da eine Nierenbeckenentzündung vorprogrammiert, würde seine

Mutter jetzt sagen. Ein Stück weiter eine Horde Fußballfans in Schwarz-Blau mit kurz geschorenen Haaren und Oettinger-Bierkästen, die anscheinend schon einmal vorfeierten. Wenn ihn sein Fußballwissen nicht im Stich ließ, hätten die Fans von Eintracht Trier *nach* dem Spiel auch nicht mehr viel zu feiern. Und natürlich – Trier war Zollgrenzbezirk – die Kollegen von der Bundespolizei, die gerade dabei waren, eine vietnamesische Familie – Vater, Mutter und vier niedliche Kinder mit identischen Pagenköpfen – zu kontrollieren. Na klar, die hatten wohl sonst nichts zu tun.

Ah, verflucht, hatte er das etwa laut gesagt? Dem Blick der Beamten nach zu urteilen, sah es ganz danach aus. Mist. Das passierte ihm immer wieder.

»Personenkontrolle, dürften wir mal Ihren Ausweis sehen, bitte?«, fragte der Ältere der beiden lässig.

Das fing ja gut an. Bestens.

»Na, sind wir denn schon in Luxemburg? Ich hab doch keinen Geldkoffer dabei!« Wenn er angenommen hatte, die Situation mit diesem lockeren Hinweis auf das Offensichtliche zu entschärfen, hatte er sich getäuscht. Die Kollegen verzogen keine Miene. Nicht besonders humorbegabt.

»Ihren Ausweis«, wiederholte der Wortführer ungerührt.

»Hören Sie, ich weiß gerade nicht, wo ich den hab. Soll ich denn jetzt hier auf dem Bahnsteig etwa mein ganzes Gepäck auspacken?« Also den Umzugskarton und die Reisetasche, um genau zu sein – vielleicht hätte er sich doch besser einen unauffälligen Koffer gekauft.

Mittlerweile hatte sich ein buntes Publikum aus Jugendlichen, Pendlern und Bahnangestellten um ihn herum versammelt. Und das, wo die Polizei immer beklagte, dass die Leute auf der Straße nicht mehr hinschauten. Die schauten ziemlich genau hin, wenn es interessant wurde – und das hier versprach interessant zu werden.

»Sie müssen Ihre Papiere ja schließlich nicht ganz unten in den Koffer packen. Das ist Ihr Problem. Wir haben jedenfalls Zeit.« Der Ältere verschränkte die Arme vor der Brust, der Jüngere nickte. Der meinte das wirklich ernst.